

**Ulrich von Hehl (Hrsg.), Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2005, 585 S.**

Rezensiert von  
Stefan Gerber, Jena

Es gehört zu den Spezifika von „Universitätsgeschichte“ als historischer Subdisziplin, daß Universitätsjubiläen und universitätsgeschichtliche Forschung eng miteinander verknüpft sind. Das Universitätsjubiläum war stets Anlaß, sich der eigenen Geschichte deutend zu vergewissern, universitäre Vergangenheit zur „Universitätsgeschichte“ zu strukturieren und damit akademische Selbstdefinition und korporative Identitätsfindung voranzutreiben.<sup>(1)</sup> Rüdiger vom Bruch hat darauf verwiesen, daß sich Universitäten über die Beschäftigung mit ihrer Vergangenheit eine „Expertise für Zukunftsgestaltung in Umbruchszeiten“ zu verschaffen suchen. Diese Grundcharakteristika universitätsgeschichtlicher Forschung bringen, verbunden mit der Tatsache, daß es zumeist Angehörige der Universität selbst sind, die Universitätsgeschichte produzieren, all die Probleme der Teildisziplin hervor, von denen auch Ulrich von Hehl in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Studienbandes zur Geschichte der Universität Leipzig in Kaiserreich, Weimarer

Republik, NS-Zeit und SBZ bzw. früher DDR ein Lied zu singen weiß. Die Bindung von Publikationsmöglichkeiten und damit Forschungsmotivationen an die für jede Einzeluniversität nur in längeren Zyklen anstehenden Jubiläen behindert die Ausbildung eines kontinuierlich bearbeiteten Forschungsfeldes. Von den Detailforschungen vor allem in akademischen Qualifikationsarbeiten, die von Hehl zu Recht als das „A und O“ bezeichnet (S. 20f.), zur angestrebten Synthese ist es oft noch ein weiter und dornenreicher Weg. In den Synthesen zur Geschichte einer Universität, die zumeist in der Form von Jubiläumsschriften erscheinen, gilt es, die, wie Notker Hammerstein 1983 bemerkt hat, durchaus berechtigten Selbstdarstellungsabsichten der Institution Universität mit einem differenzierenden geschichtswissenschaftlichen Blick und einer ausgewogenen Perspektivenvielfalt in Einklang zu bringen.

Nicht zuletzt ist Universitätsgeschichte immer neu eine wissenschaftsorganisatorische Herausforderung. Im Vorfeld von Jubiläen oft in Arbeitsgruppen oder Senatskommissionen institutionalisiert, ist gerade Universitätsgeschichte ein oft Paradebeispiel dafür, wie sich neben unbestritten fruchtbarer intra- und transdisziplinärer Zusammenarbeit die von dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett so bezeichneten „Teamworkfiktionen“ hindernd, ja lähmend auf wissenschaftliches Arbeiten auswirken können. Gremien werden gegründet und dennoch nie recht wirksam, werden umgruppiert, mit Konkurrenzgremien vereinigt und wieder von ihnen getrennt; Konzepte, Gliederungen, Arbeitspläne werden mit nicht unbeträchtlichem Auf-

wand entworfen, um letztlich nur jene Aktenbände der Universitätsarchive zu verstärken, denen künftige Historiker von Universitätsgeschichte und Universitätsjubiläen ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden. Differierende oder gar kontroverse wissenschaftliche Konzepte und individuelle Kommunikationsschwierigkeiten treten nicht selten hinzu. All das, von Ulrich von Hehl zu Beginn seiner Einleitung zurückhaltend und doch hinreichend deutlich für die Vorbereitungen des Jubiläums der Universität Leipzig im Jahre 2009 beschrieben, ist beileibe keine Leipziger Besonderheit. Und so begegnen auch die Charakteristika, die den hier vorgestellten Band mit insgesamt 20 Beiträgen zur Leipziger Universitätsgeschichte von der Frühen Neuzeit bis in die 1950er Jahre in Anlage und Komposition kennzeichnen in vergleichbaren Werken immer wieder. Sammelbände dienen in der universitätsgeschichtlichen Forschung nicht selten als eine Art „Befreiungsschlag“: Im Bestreben, von zeitraubenden aber oft fruchtlosen Debatten um den organisatorischen und konzeptionellen Rahmen des Unternehmens zu den Inhalten vorzustoßen, wird versammelt, was an Vorarbeiten und quellengesättigten Einzelstudien vorhanden ist, um die Grundlagen zu dokumentieren, auf denen die Gesamtdarstellung fußen soll und zugleich Beiträge zu einer Detailgeschichte des Gesamtzusammenhangs zu leisten. Wie auch im vorliegenden Band erhalten so vor allem Doktoranden, aber auch Wissenschaftler, die mit weiterführenden Projekten befaßt sind, die Möglichkeit, erste Ergebnisse zu präsentieren, die in der Konsequenz dieser Situation bisweilen allerdings den Charakter von Werkstattberichten besit-

zen und den erkenntnishungrigen Leser etwas enttäuschen – im konkreten Fall trifft das z. B. für den Beitrag von Ulf Morgenstern zur politischen Publizistik von Leipziger Ordinarien in der Weimarer Republik zu. Somit haftet Bänden wie dem hier vorgestellten, die als „Zwischenberichte“ mittelfristig angelegter universitätsgeschichtlicher Projekte unbestreitbar ihre Berechtigung haben, in ihrem Inhalt zwangsläufig etwas Akzidentielles an und es hat wenig Sinn, ihnen „Konzeptionslosigkeit“ vorzuwerfen oder sie als „Buchbindersynthesen“ zu schmähen. „An den Früchten werdet ihr sie erkennen“ – das gilt auch für die Universitätsgeschichte. Diese Früchte aber sind nicht Sammelbände, sondern noch immer Gesamtdarstellungen oder große Synthesen zu Teilabschnitten der Universitätsgeschichte, wie sie auch für Leipzig 2009 angekündigt sind.

Die skizzierte Problematik universitätsgeschichtlicher Sammelwerke ist für die Präsentation der Einzelbeiträge mit ihren Forschungsergebnissen gleichwohl nicht immer günstig. Das gilt im vorliegenden Band z. B. für den aufschlußreichen Beitrag, in dem Markus Huttner an der Entwicklung der Leipziger Lektionskataloge vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jh.s Möglichkeiten und Grenzen von Vorlesungsankündigungen bzw. -verzeichnissen als Quelle zur neuzeitlichen Universitätsgeschichte, insbesondere natürlich zur oft problematischen Rekonstruktion der „Lehrwirklichkeit“ einer Universität auslotet. Der Beitrag ist im zeitlichen Rahmen des Bandes – trotz der in den Titel aufgenommenen Signalziffer „19. Jahrhundert“, die im Aufsatz nur eine marginale Rolle spielt – nur schwer einzuordnen

und wirkt auch im Abschnitt „Einleitung und Methodik“ nach dem forschungsgeschichtlich angelegten Überblick von Ulrich von Hehl „zum Stand der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ etwas vereinzelt. Ähnlich ist der Eindruck für den interessanten ideengeschichtlichen Beitrag von Erik Lommatzsch zu den bildungstheoretischen und bildungspolitischen Entwürfen des Leipziger Soziologen Hans Freyer zwischen Bemühungen um eine Neuformulierung des Bildungsbegriffs angesichts einer als „Bildungskrise“ wahrgenommenen Infragestellung des klassischen Humboldtschen Bildungskonzepts und Operationalisierungen dieser Neuansätze mit Bezug auf die nationalsozialistische politische Praxis. Offensichtlich nur mit einiger Mühe konnte für den Aufsatz ein Platz am Ende des Abschnitts „Fächer und Disziplinen“ gefunden werden.

Folgt die Gruppierung der Texte im Band nach den beiden Beiträgen unter der Überschrift „Einleitung und Methodik“ zunächst mit den Großabschnitten „Kaiserreich“ und „Weimarer Republik“ der Chronologie, tritt in der Überschrift für die drei Aufsätze zu NS-Diktatur und SBZ/DDR ein inhaltlicher Aspekt hinzu: „Wissenschaft unter politischen Vorzeichen im Dritten Reich und in der SBZ/DDR“ signalisiert, daß es den dort eingeordneten Beiträgen vor allem um für beide Diktaturen kennzeichnende Formen der Politisierung von Wissenschaft und Universität zu tun ist und weist zugleich auf eine diktaturvergleichende Perspektive für die Leipziger Universitätsgeschichte hin. Das wird nicht unwidersprochen bleiben, stellt sich aber hier, wie auf vie-

len anderen Vergleichsfeldern und -ebenen als ein vielversprechender Zugriff dar, besonders dort, wo, wie z. B. im Bereich der Disziplinen- und Institutsgeschichte, personelle Kontinuitäten über die Systemumbrüche von 1933 und 1945/49 hinweg bestehen.

Im Abschnitt „Kaiserreich“ beschäftigt sich zunächst Hans-Jörg Eitel mit dem akademischen Bismarck-Kult in Leipzig und zeichnet die verschiedenen Funktionen nach, die das Phänomen auch im Umfeld der Universität für die politische und soziale Differenzierung erfüllte. Eitel plädiert im Anschluß an neuere Untersuchungen dafür, die Bismarck-Verehrung in ihrer gesellschaftlichen „Spannbreite“ ernst zu nehmen und nicht vorschnelle Schlüsse vom Bismarckkult zu „ahistorisch-völkischer“ Positionierung zu ziehen. Eitel konstatiert, daß die ausgeprägte Verehrung des „Eisernen Kanzlers“ in studentischen Milieus eine sachliche Aneignung zwar stärker behinderte als in anderen gesellschaftlichen Gruppen, im 20. Jh. im Zuge neuer Integrationsangebote wie der wilhelminischen „Weltpolitik“ jedoch zunehmend zur „Leerformel“ (S. 89) wurde.

Im Anschluß behandelt Wolfgang Tischner Vorbereitung, Konzepte und Durchführung des 500-jährigen Leipziger Universitätsjubiläums im Jahre 1909. Als universitätspolitischen Hintergrund beschreibt er das Szenario eines Abstiegs der Leipziger Alma Mater gegenüber ihren großen Konkurrentinnen in Berlin und München, der, seit der Mitte des Jahrhunderts im Gange, an der Schwelle des 20. Jh.s zunehmend spürbar wurde. Mit ihrer aufwändigen Jubiläumsinszenierung wollte die Universität – nach

Tischner 1909 auch erfolgreich – ihren fortbestehenden Anspruch untermauern, in der Spitzengruppe der deutschen Universitäten zu rangieren. Aufschlußreich, gerade aus der Perspektive einer mittleren bis kleinen Universitätsstadt wie Jena ist Tischners Beobachtung, die Stadt Leipzig habe ein vergleichsweise geringes Interesse am Universitätsjubiläum gezeigt und sei vor allem auf Teilhabe am Prestige bei möglichst geringer finanzieller Beteiligung ausgewesen. Eine Kommune wie Leipzig als Messe-, Verlags- und Industriestadt war hier gegenüber „ihrer“ Hochschule in einer anderen Position als kleinere Universitätsstandorte. Einleuchtend ist auch Tischners Verknüpfung der dynastischen Selbstdarstellung der Albertiner beim Universitätsjubiläum mit der Krise der einzelstaatlichen Monarchie, die mit der wachsenden Wahrnehmung und Akzeptanz des Kaisers als „Reichsmonarch“ auch in Sachsen in Legitimationsschwierigkeiten geriet.

Hans-Martin Moderows Beitrag zur Entwicklung der Lehrerbildung an sächsischen Hochschulen vom Beginn des 19. Jh.s bis zum Ende des Kaiserreiches mit dem Schwerpunkt auf der Universität Leipzig und der Technischen Hochschule in Dresden gehört zwar chronologisch zum Abschnitt Kaiserreich, wäre aber wohl im Großkapitel „Fächer und Disziplinen“ besser kontextualisiert gewesen. Moderow nimmt sowohl die Volksschullehrerausbildung mit ihrer wachsenden Tendenz zur Akademisierung als auch den Bildungsgang der Philologen, besonders die Etablierung vom Seminaren als Stätten praktischer pädagogischer Ausbildung der künftigen Gymnasiallehrer in den Blick und will sie – auch wenn er sich

mit weitergehender Thesenbildung deutlich zurückhält – nicht nur unter dem Gesichtspunkt einer Professionalisierung des Lehrerberufs, sondern vor allem auch als Veränderungsprozeß an der Universität selbst, als wesentliches Moment in der Entwicklung der deutschen Universität im 20. Jh. verstanden wissen.

Ulrike Gätke-Heckmann und Anja Schubert nehmen – am Ende bzw. zu Beginn der Abschnitte zu Kaiserreich und Weimarer Republik den Ersten Weltkrieg und die Revolution an der Universität Leipzig in den Blick und gelangen im wesentlichen zu Resultaten, wie sie auch für andere Universitäten beschrieben worden sind: Über anfängliche Kriegsbegeisterung v. a. das im akademischen Bildungsbürgertum, wie sich nach neueren Untersuchungen abzeichnet, wohl stärker als in anderen Gesellschaftsschichten ausgeprägte „Augusterlebnis“, und den „Kriegseinsatz“ der Hochschullehrer spannt sich der Bogen zu der im Verlauf des Krieges deutlich hervortretenden politischen Differenzierung der Professoren- und Studentenschaft in „Gemäßigte“ und „Annexionisten“. Anja Schubert betont auf der Grundlage einer Auswertung von Leipziger Tageszeitungen und in Anknüpfung an aktuelle Sichtweisen auf die Anfangsphase der Weimarer Republik die Offenheit der Studentenschaft für die neue politische Ordnung, die auch durch die bürgerliche Abwehrhaltung gegenüber den radikalisierten Teilen der Arbeiterschaft zunächst nicht beeinträchtigt wurde und erst unter dem Eindruck der Unruhen zu Beginn des Jahres 1919 eine Wandlung erfuhr.

Daß die Republik auch im akademischen Bereich nicht unbedingt von vornherein

auf verlorenem Posten stand, macht auch Beatrix Kuchta in ihrem Aufsatz zum Personalabbaugesetz von 1923/24 und den sächsischen Hochschulen deutlich. Die im Vergleich mit anderen Ländern insgesamt zurückhaltende, auf konsensuale Durchführung orientierte und v. a. das nichtwissenschaftliche Personal betreffende Umsetzung der im Rahmen der ökonomisch-finanziellen Konsolidierung nach 1923 geforderten Einsparungen im Hochschulbereich durch die sächsische Staatsregierung wirkte universitären Vorbehalten gegen die neue Ordnung entgegen und machte vor allem die (aus Sicht der Universität beruhigenden) Kontinuitäten auf der Ebene der Kultusbürokratie sichtbar.

Ulf Morgenstern registriert in seinem Beitrag eine im Vergleich z. B. zur Berliner Universität geringe politisch-publizistische Aktivität der Leipziger Ordinarien, die nur in Krisensituationen wie zu Beginn und in der Endphase der Republik eine kurzfristige Steigerung erfuhr. Damit kann er ebenso an Befunde für andere Universitäten anschließen wie mit seinem Verweis auf herausragende einzelne Aktivist:innen, in Leipzig z. B. den politisch für die linksliberale DDP tätigen Historiker Walter Goetz.

Im Abschnitt zur universitären Wissenschaft im Zeichen wachsender Politisierung während des Nationalsozialismus und der SBZ/DDR beschäftigt sich Michael Parak vor allem mit politischer Repression des Systems, indem er politische Entlassungen an der Universität Leipzig während der NS-Diktatur untersucht. Leipzig rangierte hier mit einer Quote von 12,7 Prozent entlassener Dozenten und Professoren im Mittelfeld der deut-

lichen Universitäten und unterschied sich deutlich von Universitäten wie Berlin oder Frankfurt, wo – nicht zuletzt wegen eines höheren Anteils jüdischer Hochschullehrer – jeweils fast ein Drittel entlassen wurde. Carsten Schreiber und Markus Wustmann begeben sich mit ihren Aufsätzen zu Leipziger Absolventen, Doktoranden und Assistenten im Dienste des Reichssicherheitshauptamtes bzw. zur Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Leipzig 1947–1951 in den Bereich von Indienstrafe und Selbstmobilisierung universitärer Wissenschaft in Diktaturen. Schreiber zeigt in teilweise beklemmender Weise, wie der Weg einer Gruppe eng vernetzter Leipziger Nachwuchswissenschaftler über „Gegnerforschung“ und Propaganda im Auftrag von SD, SS und RSHA zuweilen zu direkter Beteiligung an Mordaktionen im besetzten Osten führte und wie nach 1945 Karrieren fortgesetzt wurden. Markus Wustmann zeichnet nach, wie die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät in Leipzig 1947 klar als politisches Instrument und „Experimentierfeld kommunistischer Hochschulpolitik in Ostdeutschland“ installiert und mit einem Personal ausgestattet wurde, das intellektuellen Anspruch und rigiden Stalinismus miteinander verknüpfte.

Im Abschnitt Fächer und Disziplinen stehen neben vorrangig Institutionen- und fachgeschichtlichen Beiträgen wie dem informativen Aufsatz von Christina Leibfried zur Entwicklung der Leipziger Sinologie bis 1925 Aufsätze, die den Blick auf die Disziplinengeschichte mit politischen Analysen zu verbinden suchen. Wenn Anna Lux Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Leipziger Germanistik im

Nationalsozialismus untersucht, blickt sie zum einen auf Wissenschaftler wie Hermann August Korff und Theodor Frings, die – von der Weimarer Republik bis in die DDR-Zeit hinein lehrend – auf der einen Seite nicht bereit waren, wissenschaftliche Qualität politischen Zielvorgaben zu opfern auf der anderen Seite aber das NS-System zur Durchsetzung wissenschaftlicher Eigeninteressen zu nutzen versuchten. Zum anderen richtet sich die Aufmerksamkeit auf die „Diskontinuität“, die sich im NS in dem mit parteinahen Wissenschaftlern besetzten germanistischen Extraordinariat manifestierte. Ähnliches konstatiert Johannes Piepenbrink für das Leipziger Seminar für mittlere Geschichte 1933–1945. Hier erscheint besonders die ambivalente Position des 1934 nach Leipzig berufenen und 1940 an die Reichsuniversität Straßburg gewechselten Mediävisten Hermann Heimpel symptomatisch für die Entwicklung der Leipziger Mittelalterhistorie im NS insgesamt: Politisch mehr oder minder deutlich positive Stellungnahme und publizistische Annäherungen im Interesse eigener wissenschaftlicher Anliegen verbanden sich mit dem Festhalten an fachlichen Standards und Traditionen jenseits politisierter Wissenschaft.

Daß solche wissenschaftlichen Eigeninteressen im Zuge politischer Entscheidungen auch ins Hintertreffen geraten konnten, zeigt Carsten Heinze in seinem Aufsatz zur Leipziger Pädagogik in der NS-Zeit auf, der die Entwicklung der Disziplin als „regionale Verfallsgeschichte einer Wissenschaftsdisziplin“ faßt. Damit ist nicht nur eine Abwendung von wissenschaftlicher und humaner Ausrichtung in der Hinwendung zur NS-Ideologie,

sondern vor allem ein „institutioneller Abbau“ (S. 385) der universitären Pädagogik bezeichnet. Dieser ergab sich durch die Verlagerung der Lehrerausbildung in außeruniversitäre, vom Regime effizienter kontrollierte Strukturen, konnte durch „Gleichschaltung von unten“ (S. 397–400) kaum aufgehalten und erst durch die kriegsbedingte Verkürzung der Lehrerausbildung gestoppt werden, die eine Stabilisierung der Universitätspädagogik auf niedrigem Niveau brachte.

Der letzte Abschnitt unter der Überschrift „Studenten“ weist im Band die größte inhaltliche Homogenität auf, führt er doch anhand der Beiträge von Markus Lorenz, Ronald Lambrecht und Andreas Thüsing in nahezu lückenloser Zeitfolge und zugleich problemorientiert durch die Geschichte der studentischen Selbstverwaltung an der Universität Leipzig von der Mitte des 19. Jh.s bis 1948 und ergänzt diesen Durchgang durch einen, allerdings auf die NS-Zeit beschränkten Blick von Sabine Steffens auf das Frauenstudium. Spielten im späten Kaiserreich bei verschiedenen Anläufen zur Schaffung eines AStA v. a. Konflikte um die Repräsentation von schlagenden Korporationen, übrigen Verbindungen und Freistudenten die Hauptrolle, bestimmten eine AStA-Reform von 1923, die gemäßigten Kräften in der Studentenschaft bessere Vertretungschancen einräumen sollte und der ab Mitte der zwanziger Jahre stetige Aufstieg des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes die Entwicklung in der Weimarer Republik. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – das legt Andreas Thüsing in seinem Text zum Leipziger Studentenrat 1947/48 eindrücklich dar – war nach anfänglich relativ konfliktfrei-

er Zusammenarbeit in den Vorläufergremien des Studentenrates die rücksichtslose Umsetzung der politischen Ziele der SED dominant – eine Umsetzung, die z. T. nur durch Manipulations- und Repressionsmaßnahmen möglich war.

Ein Anhang zu den Rektoren und Dekanen der Universität Leipzig 1852–1918 und eine umfangliche Auswahlbibliographie zur Universitätsgeschichte runden den nützlichen, durchweg informativen Sammelband ab.

Anmerkung:

- 1 Vgl. v. a. die im Rahmen des Dresdner SFB „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ entstandenen Studien W. Müller, *Erinnern an die Gründung. Universitätsjubiläen, Universitätsgeschichte und die Entstehung der Jubiläumskultur in der frühen Neuzeit*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 21(1998) 2-3, 79-102; ders., *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, Münster 2004; ders., *Vom „papistischen Jubeljahr“ zum historischen Jubiläum*, in: Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, 29–44.

**Wörterbuch der Religionen, hrsg. von Christoph Auffarth, Hans G. Kippenberg und Axel Michaels, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 2006, 589 S.**

Rezensiert von  
Thomas Hase, Leipzig

Es tut sich einiges auf dem Markt der religionswissenschaftlichen Nachschlagewerke. Fast drei Jahrzehnte nach dem Erscheinen des ersten Bandes hat vor zwei Jahren ein durchaus monumental zu nennendes Publikationsprojekt seinen Abschluß gefunden: Die Theologische Realenzyklopädie (TRE) ist mit Band 36 (2004) nunmehr komplett. Ein Jahr später wurde die vierte Auflage des verbreiteten Handbuchs *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* (RGG) mit der Veröffentlichung des achten Bandes fertig gestellt; mittlerweile laufen die Arbeiten an einer englischen Übersetzung, deren erster Band soeben (2007) erschienen ist. Es ist auch noch nicht lange her, daß mit der Herausgabe des vierbändigen *Metzler Lexikon Religion* (1999–2002) ein gänzlich neu konzipiertes Werk den Buchmarkt bereichert hat und seither dank einer eher unkonventionellen Stichwortauswahl einen dezidiert kulturwissenschaftlichen Blick auf die Gegenstände der Religionswissenschaft erlaubt. Eine englische Ausgabe des Metzler Lexikons ist kürzlich erschienen. Aber nicht nur deutschsprachige Nachschlagewerke werden ins Englische übersetzt. Den umge-